

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Hästigt.

Martha's Fassungslosigkeit gab Eugenie ein wenig von ihrer Ruhe wieder. „Nein, ich habe ihn noch in der letzten Sekunde verfehlt,“ sagte sie und berichtete in kurzen, abgebrochenen Worten, was geschehen sei.

Martha schloß Eugenie in ihre Arme und vermischte ihre Thränen mit den ihrigen. „Meine arme, liebe Eugenie, das war ja eine furchtbare Stunde, du hast dich wie eine Feldbin benommen.“

„Und was nun?“ fragte Eugenie, „was soll aus Heinrich werden? Er kann nicht in dem Verschlag, er kann nicht bei uns im Hause bleiben und ich wage auch nicht, ihn hinauszuweisen, denn wer weiß, ob der Entsetzliche nicht doch etwas gemerkt hat und ihm auflauert. Martha, rathe du, hilf du, mein Kopf ist mir so wüst und schwer!“

Die beiden Schwestern standen einander gegenüber und blickten sich ratlos an.

In diesem Augenblick ertönte die Thürlocke, draußen wurden Stimmen laut.

„Natalie! — die sendet Gott!“ rief Martha, einen schnellen Entschluß fassend; „schließe die Thür, bleibe hier mit Korte im Finstern, ich rufe euch, wenn es Zeit ist.“

Sie eilte der Freundin entgegen, um sie in das blaue Zimmer zu führen, aus welchem ihnen bereits freundlicher Kerzenschein entgegen leuchtete.

Die Baronin erschien am Arme des jungen Herrn v. Beschwitz und ein Blick in die strahlenden Gesichter beider belehrte Martha, daß sie ein verlobtes Paar vor sich sehe.

„Natalie!“ rief sie aufstehend und in der Mitfreude ihres guten Herzens für einen Augenblick das eigene Leid vergessend, „welche Lieberaschung!“

„In eurem Hause haben wir uns in ernster, schwerer Zeit gefunden,“ sagte die Baronin sich in Martha's Arme werfend, „zu euch kommen wir auch zuerst, um euch zu sagen, daß wir verbunden sind.“

„Wie freue ich mich,“ versetzte Martha, Walter die Hand reichend, „aber wie ist das denn in solcher Heimlichkeit geschehen?“

„O, wir haben eifrig korrespondirt und mein Mütterchen ist auch in aller Stille mit Natalie zusammengetroffen,“ erzählte Walter mit leuchtendem Blick und die Baronin fügte hinzu: „Halte es nicht für Mangel an Vertrauen, Martha, daß ich schwieg; es schien mir nur für so roh, so gefühllos, euch von Liebe und Glück zu erzählen, wo ihr von so furchtbaren Schicksalsschlägen heimgesucht seid. Hätte Seldenberg nicht Walter bei mir angetroffen, ich glaube, ich hätte es noch nicht übers Herz gebracht. Ist er noch hier?“

„Nein.“

„Desto besser; wo ist Eugenie?“

„Natalie,“ sagte Martha, sich umsehend, als fürchte sie belauscht zu werden, „auch ich habe eine überraschende Nachricht für dich: Korte lebt — er ist hier!“

Die Baronin und Beschwitz fuhren mit einem lauten Ausruf des Schreckens und der Freude von ihren Sitzen auf.

„Martha, welche unerhörte, ungläubliche Geschichte erzählst du uns da? Wie ist er gerettet? Wo hat er so lange gesteckt? Was wird man in Dresden zu seinem Wiedererscheinen sagen?“

„Niemand darf davon wissen, er muß verborgen bleiben, sonst ist sein Leben von neuem in Gefahr und dazu bedarf ich deiner Hilfe.“

„Auf die kannst du allezeit rechnen, aber ich verstehe dich nicht; wer bedroht ihn?“

„Der, welcher den ersten Mordanschlag auf ihn machen ließ, der, welcher an seine Stelle treten will.“

„Martha, verstehe ich dich recht?“

„Seldenberg,“ sagte das junge Mädchen mit trauriger Be-

stimmtheit; „er ist der Urheber alles Unglücks, das über uns hereingebrochen, und ehe es nicht gelungen ist, ihn zu entlarven und unschädlich zu machen, eher darf der Professor nicht wieder ans Tageslicht kommen.“

„Liebe Martha, täuschen Sie sich auch nicht?“ sagte Beschwitz zögernd und bedächtig, „was Sie da sagen, klingt doch gar zu romanhaft.“

„O, ich könnte Ihnen noch weit mehr von ihm erzählen, wenn nicht alles täuscht, ist es auch seine und die Hand seines Spießgesellen, die in dein Leben eingegriffen hat, Natalie.“

„Martha!“ rief die Baronin schauernd.

„Der Nagel wird es an den Tag bringen; er ist in guten Händen.“

„Ich habe ihn Herrn Helme gegeben,“ sagte die Baronin beflürzt.

„Du wirst bald von ihm hören, doch darum handelt es sich jetzt nicht. Willst du dem Professor ein Versteck in deinem Hause gewähren? Nur für ganz kurze Zeit, ich hoffe, er wird sich schon in wenigen Tagen nicht mehr zu verbergen brauchen.“

„Von Herzen gern,“ sagte die Baronin, „wo ist er, daß ich es ihm anbiete.“

„Gebuldet euch hier einen Augenblick, — ich will zu ihm gehen.“

Sie fand den Professor und Eugenie, die ihr auf ein leises Klopfen die Thür öffnete, in dem kleinen Nebenzimmer und begrüßte den so wunderbar erretteten Schwager mit Freudenthränen, hatte aber trotzdem sogleich einen harten Strauß mit ihm zu bestehen. Er wollte absolut nichts davon hören, daß er sich wieder verbergen solle und erklärte, er habe das Unwürdige einer solchen Rolle schon während der Zeit, wo er in seinem Versteck gesessen, zur Genüge empfunden. Nie gebe er sich wieder dazu her. Es bedurfte vieler Bitten und Thränen von Eugenie, vieler ernster Vorstellungen von Martha, um ihn zu bewegen, die verschwiegene Gastfreundschaft der Baronin anzunehmen.

„Setzt haben wir aber unsere Gäste lange genug allein gelassen, glücklicherweise wird ihnen die Zeit nicht lang geworden sein,“ sagte Martha endlich in munterm Ton; „komm mit, Eugenie; Sie, mein Herr Schwager, bleiben hier ganz ruhig in Ihrem ganz dunklen Zimmer sitzen und rühren sich nicht, bis man Sie befreit, ich werde Ihr Nabe sein, der Sie mit Ungen verzieht.“

Sie zog die ihr nur widerstrebend folgende Eugenie mit sich fort und weihte die Fremde, da sie dieselben nun doch einmal ins Vertrauen gezogen hatte, so weit sie selbst unterrichtet war, in die Pläne ein, welche Wittig für die Entlarvung des Barons entworfen hatte.

„Ich habe ja schon wider Willen eine Rolle darin gespielt, indem ich dem Baron das vermeintliche Versteck des Professors verrathen habe,“ sagte Frau v. Wallwig lächelnd.

„Und ich möchte eine Rolle darin spielen,“ raunte Walter v. Beschwitz Martha zu; „ich habe eine Idee, wo finde ich Herrn Wittig?“

Martha gab ihm den Ort und die Zeit an, wo sie mit dem Inspektor zusammenzutreffen pflegte und empfahl ihm Vorsicht; „noch eins,“ fügte sie hinzu. „Wag und Malwine dürfen von allen diesen Vorgängen nichts erfahren; Wag ist zwar beinahe hergestellt, es ist ihm aber doch eine große Reizbarkeit zurückgeblieben, und da Seldenberg zu ihm kommt, möchte er sich verrathen.“

Walter versprach unverbrüchliches Schweigen. Eine Stunde später entfernte sich das Brautpaar, die Baronin mußte aber etwas Wichtiges vergessen haben, denn noch sehr spät wurde ihr eine Dienerin nachgeschickt, welche von Kopf bis zu Füßen

in einen weiten Mantel gehüllt war, dessen Kapuze sie tief ins Gesicht gezogen hatte. Die Baronin, welche am Fenster gestanden hatte, öffnete dem Gast selbst die Thür und führte ihn in ein wohnlich eingerichtetes Stübchen, das aber nur ein Fenster hatte, welches auf einen von Mauern umgebenen, mit Bäumen bestandenen kleinen Grasplatz ging.

20.

Vor dem Seethore in Dresden in der sogenannten halben Gasse lag ein ausgedehntes Grundstück von durchaus ländlichem Charakter. Das Haus hatte kein Gegenüber, sondern bot aus seinen Vorderfenstern die Aussicht auf Gärten und Felder; aus der Hinterthür gelangte man auf den von Geflügel aller Art belebten Hof und von dort in den sehr großen, von einem schmalen, tiefen Wasser durchschnittenen und von einer alten Mauer umgebenen Garten. Ein Pfortchen in jener führte aufs Feld hinaus und weiter nach den Höhen von Rahnitz und Blauen. Die ausgedehnte Landwirtschaft, verbunden mit Gärtnerei und Gemüsebau, welche auf diesem Grundstück betrieben ward, stand unter der Leitung einer schon bejahrten, aber noch sehr rüstigen Frau, deren einziger Sohn in Berlin ein einträgliches Geschäft betrieb und ein sehr angesehenen Mann geworden war. Dieser Sohn, der Stolz und die Freude der alten Frau, war nun vor etlichen Wochen zum Besuch gekommen und hatte einen Freund, den er der Mutter als Inspektor Wittig vorstellte und ihr dringend empfahl, mitgebracht, derselbe blieb auch nach der Abreise des jungen Möbes noch da, weil er Geschäfte von großer Wichtigkeit in Dresden zu erledigen hatte. Welcher Art dieselben waren, erfuhr Frau Möbes nicht, kimmerte sich auch nicht weiter darum, genug, der Herr war ihr von ihrem Sohne empfohlen, da verstand es sich von selbst, daß sie alles that, was sie ihm an den Augen absehen konnte und das gleiche Verfahren auch ihren Leuten einschärfte.

„Wenn ein Herr kommen sollte, der fragt, ob hier der Professor Korte wohnt, liebe Frau Möbes,“ sagte Wittig zu seiner Wirthin, „so antworten Sie doch „ja“; will er aber zu ihm, so sagen Sie, er lasse sich vor niemand sehen, schlafe den ganzen Tag und gehe nur spät abends durch das Gartenpfortchen nach den Rahnitzer Höhen. Haben Sie mich verstanden?“

„Vollkommen, Herr Inspektor, verlassen Sie sich auf mich,“ antwortete die alte Frau.

„Sie können ihm auch zu verstehen geben, der arme Professor sei nicht ganz richtig im Kopfe von dem Sturz in die Elbe, aus der ihn Ihr Mann — verstehen Sie mich — errettet habe. Auf weitere Erklärungen lassen Sie sich aber nicht ein.“

„Soll bestens besorgt werden, Herr Inspektor, habe selber meine Freude dran, Leute abzuführen, die sich um Dinge kümmern, die sie nichts angehen,“ versicherte Frau Möbes lachend.

Schon am andern Tage, als Wittig um die Mittagszeit von einem Gange heimkehrte, kam Frau Möbes auf sein Zimmer und berichtete lachend: „Herr Inspektor, der Mensch ist dagewesen, und ich habe ihn gehörig heimgeleuchtet.“

„Erzählen Sie, liebe Frau Möbes,“ bat Wittig, indem er ihr einen Stuhl hinschob.

Die Frau setzte sich, legte beide Arme über die Knie und erzählte: „Ja sehen Sie, ich hatte heute vormittag, als ich so aus dem Fenster blicke, mein Wunder, daß ein feiner Herr hier unsere halbe Gasse ein paar mal auf und ab lief, stehen blieb und sich umschaute, als wäre hier wer weiß was zu

sehen. Ich kam auf den Einfall, er laufe einer Dirne nach, und hast du nicht gesehen, richtig, es dauert auch nicht lange, da hat er eine erwischt, es war aber meine eigene Magd, die Doris, mit der er ein langes und breites schwarte. Da dachte ich denn doch, das müsse einen andern Haken haben, denn zum Charmiren ist das Mädchen nun gerade nicht. Ich rufe sie mir denn auch herein und frage sie, was denn der fremde Herr von ihr gewollt habe, da lachte sie wie ein Kobold, zeigt mir ein blankes Markstück und sagt, das habe ihr der Herr gegeben, bloß damit sie ihm Bescheid sagen solle, ob da im Hause wohl ein fremder Herr wohne, und wann der zu sprechen sei.“

„Und was hat sie geantwortet?“ fragte Wittig schnell.

„Ja, es wohne hier ein fremder Herr, aber wenn er zu sprechen sei, wisse sie nicht.“

„Gut! gut!“ rief Wittig, sich die Hände reibend, „und was geschah dann?“

„Ich wußte nun, wo Barthel Most holte,“ fuhr Frau Möbes fort, „und es dauerte denn auch gar nicht lange, da kommt der Herr an und fragt erst, ob er Georginenpflanzen haben kann.“

„Wie sah er aus?“

„Eigentlich recht hübsch, blondes Haar, einen blonden Bart, eine weiße Gesichtsfarbe; die Augen konnte ich nicht ordentlich sehen, denn er trug eine Brille, aber der Blick, mit dem er darunter hervorsah, war falsch und seine Zähne waren so spitz wie die eines Raubthieres. Wenn er auch freundlich that wie ein Ohrwürmchen, ich möchte dem Menschen nicht über den Weg trauen, aber geschmeigelt und gebügelt sah er aus, das muß wahr sein. Na, er geht denn mit mir in den Garten, fragt, wo mein Mann sei und ich antworte ihm ganz lech, der sei über Land; nun fängt er an, mich so sachte auszuholen. Wie es denn dem Kranken gehe, den wir bei uns hätten, er wisse alles, wir hätten den Professor Korte aus der Elbe gerettet und ihn gepflegt, vor ihm brauche ich kein Geheimniß daraus zu machen, er sei der beste Freund des Professors, ich sollte ihn doch zu ihm führen. Das Ding fing an mir Spaß zu machen, ich sah's an seinen falschen Augen, daß er dem, den er hier suchte, nicht gerade was Gutes thun wollte, und nun log ich, daß es eine Art hatte. Der arme Mensch sei im Kopfe nicht recht richtig, lasse sich vor keinem Menschen sehen, schlafe da oben den ganzen Tag, ich zeigte nach einem verhängten Fenster hinauf, und gehe nur abends spät ganz vernimmt aus! Sehen Sie, sagte ich, und führte ihn an die kleine Pforte in die Gartenmauer, hier schlich er alle Abende hinaus, vielleicht wenn Sie ihm da einmal aufpassen wollten, könnten Sie mit ihm reden. Wenn Sie sein Freund sind, bringen Sie ihn vielleicht zur Vernunft.“

„Bravo, bravo, Frau Möbes,“ sagte Wittig, ihr die Hand schüttelnd, „und dann?“

„Na, dann sagte er, er wolle nächster Tage seinen Diener schicken und die Georginenpflanzen holen lassen, er sei der Herr v. Uchtrig und wohne im italienischen Dörfchen, fragte noch genau, um welche Stunde der Professor ausgehe, ich sagte so zwischen acht und zehn Uhr, und fort war er.“

„Ich danke Ihnen, Frau Möbes, wollen Sie mir den Schlüssel zu der kleinen Pforte geben?“

„Gern, Herr Inspektor.“

„Und seinen Mund halten, was auch geschieht! Morgen kann ich Ihnen vielleicht alles sagen.“

„Bin nicht neugierig, Herr Inspektor, mein Moritz hat mir auch schon einen Wink gegeben.“

(Fortf. folgt.)

Der große Preis.

Von Georg Eggestorff.

Meines Treibens war draußen auf der Rennbahn! Der „große Preis“ hatte Laufende angelockt. 15 Pferde sollten darin abgeköhnt werden. Die Blüthe der deutschen Herrenreiter sollte sich messen.

Die ersten beiden Rennen wurden stumm, fast ohne Interesse aufgenommen. Nun kam's. Alles drängte sich auf dem engen Plage zwischen Waage und Wettmaschine. Die Tribünen waren leer, nur vereinzelt sahen noch ein paar Damen dort, mitleidig ein paar Herren bei ihnen; eigentlich drängte es sie fort von hier, dorthin wo die anderen alle auf das Ausziehen der Nummern der Pferde, welche starten sollten, lauerten. Unter dem Vorwande möglichst bald sichere Nachricht über die Theilnehmer zu

bringen, verschwand hier und da auch noch einer der ritterlichen Herren.

Am Totalisator war alles still, die Beamten in ihren Buden lehnten am Tisch, die Hände aufgestützt und sahen hinüber dort wo in ein paar Sekunden über dem Herren-Ankleidezimmer die Nummern der Pferde aufklappen mußten, welche laufen sollten. Aber es verzögerte sich von Minute zu Minute. Endlich — ging ein Summen durch die Menge — nein, noch war es nichts, nur ein bekannter Sportsman, man hatte erwartet er werde selbst reiten, schritt aus der Thür der Garderobe. „Was? Er reitet nicht?“ — „Geht Abderahman?“ — „Nein!“ — „Doch!“ — „Wer reitet ihn?“ — „Ja dann!“ — „Warum reitet er nicht

selbst? — So könnte es durcheinander. Pflösch, Klapp! ging die erste Nummer auf, die übrigen folgten schnell, alles nahm den Weisheit zur Hand, um sich im Programm die laufenden Pferde anzuküpfen. Langsam fing das Klappern der Wettschälchen wieder an; allmählig war es draußen fast leer geworden, alles war nach dem gitterumräumten Innenraume geeilt, wo der Totalisator stand, um mit feiebernder Hand ein paar Goldstücke zu verwetten. Das Geräusch der Maschine nahm von Sekunde zu Sekunde zu. Ein wüßtes Gedränge, eine wilde Jagd ums Glück!

Am Totalisator wurde es wieder ruhiger. Alles drängte fort nach den Tribünen und der Flachbahn zu. Die Pferde wurden einzeln an die Barrieren geführt und auf den grünen Rasen an der Hand eines Stallbediensteten oder eines Trainers gelassen. Sie gingen ein Stück die Bahn herunter, um dann umzudrehen und zum „Aufgalopp“ losgelassen zu werden. Einzeln kamen sie, meistens stark „pullend“, an den Tribünen vorüber. Eines oder das Andere nur mußte von seinem Reiter in Schwung gesetzt werden, um über die schräg gestellte Hürde vor dem Publikum zu kommen. Rings umher wurden die Pferde kritisiert, über Aussehen, über Art zu galoppieren, über den Reiter fielen ungezählte Bemerkungen. Zum Schluß in gewaltigen, langen, regelmäßigen Sprüngen kam Abderahman, ein Sufarenoffizier, jung noch, aber schon ein Meister zwischen den Flagen, war sein Reiter. Ein beständiges Gemurmel machte sich hörbar. Der Hengst nahm die Hürde. Er suchte in seiner gewöhnlichen Art und Weise, fast ohne sie zu berühren, darüber hinweg, schlug jedoch mit den Vorderbeinen etwas an. Einem schlechteren Reiter hätte der „Kumpfer“ den Sitz gekostet. Ein kurzer Laut des Erschreckens wurde gehört. Man hatte fast gedacht, daß sie „liegen“ müßten. „Bäferin reitet? So! Na der (Der Sportsman, der seinen Ritt abgegeben hatte, wurde genannt) weiß auch, warum er den d'rauf legt!“

„Der muß es machen!“ — „Und wie der Gaul wieder galoppierte!“ — „Wenn er nur nicht fällt!“ — „Ach was, er macht's ja immer so, dadurch gewinnt er eben bei jedem Sprunge! Wird der fallen!“ so stritt man sich im Publikum. Eilig liefen noch ein paar zurück, um auf Abderahman zu sehen. „Man kriegt doch nichts raus!“ rief ein großer Herr mit einer etwas zweifelhaft aussehenden Dame am Arm. „Ist er „Favorit?““ fragte die Person. Sie hatte das nur so gehört und fragte es bei jedem Nennen, aber sie verstand kein Wort davon. — Abderahman war Favorit! —

Die Reiter hatten ihre Pferde parirt und ritten nun im Schritt dem „Start“ zu. Leutnant von Bäferin hielt sich neben einem langen, hageren Dragoner auf einer Fuchshute, ein „dunkles Pferd“, wie man im Rennorgan ein unbekanntes Thier nennt. Sein Trainer brachte ihm großes Vertrauen entgegen, während er an der Wettschälche „Duffider“ war.

„Du, Werner,“ sagte der Sufar, „hör mal zu! Ich weiß nicht, mir ist es als könnte was passieren! (Der Angeredete machte eine abwehrende Bewegung.) Hal Natürlich ist's ja Unsinn. Aber nicht wahr, wenn es nötig wäre, benachrichtigt du meine Mutter! Bitte. — Das heißt nur wenn es wirklich was sein sollte.“ — Sie gaben sich die Hand.

Wau war am Start. „Sind die Herren soweit?“ fragte der mit der roten Flagge. In Linie wurde angertrennt. Ein brauner Hengst brach fort und gab damit das Zeichen, daß alles den Pferden den Kopf frei gab. „Ab!“ rief der Starter und senkte die Flagge. Von den Tribünen herüber ertönte das Glockenzeichen. In lauten Fahrt ging es die Bahn entlang. Der braune Hengst, der beim Ablauf an „Boden“ gewonnen hatte, „führte“. Huch ging es über die erste Hürde. Es knackte irgendwo, aber keiner fiel. Dann kam ein Wall mit Hecke, wieder schlug ein Pferd an, die Holzsplitter flogen herum. Abderahman war es gewesen, aber er gewann wenigstens drei Pferdelängen dadurch. Der „Tribünensprung“ — ein breiter Wassergraben mit lebender Hecke davor — folgte. Ohne Fehler wurde er genommen. Die Leute, die athemlos, eine lebendige Mauer, an der Umzäunung gestanden hatten, fingen wieder an sich zu bewegen. Man drängte nach den Tribünen zurück, um von dort aus das Rennen weiter zu verfolgen. „Lesbos fährt“, riefen ein paar Stimmen. „Nein! nein! Little Jane!“ antworteten andere. Das „Feld“ zog sich weiter auseinander und verschwand am Horizonte hinter der Höhe. Einen Augenblick ließ die Spannung nach. Ein gleichmäßiges Gemurmel machte dies bemerkbar. Da tauchten sie wieder auf; „Little Jane“ riefen von neuem die Anhänger der Stute. „Ciner fehlt,“ tönte es von hinten. „Die unbekannte Fuchshute“ — wie hieß sie nur — Werner ritt sie — „Governor?“ — „Ja,“ hörte man durcheinander. „Nein, da ist sie,“ rief es wieder. „Nerte, eben kommt sie aus Koppelried.“ — „Bravo!“ — „Lesbos fehlt!“ jagte eine Stimme. Ein berrenloser Gaul jagte den nahen Stellen eines Rennetablistements zu. „Da geht sie hin,“ höhnte einer. Ein Fluch antwortete, der ihn ausstieß hatte auf die Stute 50 M. gewagt. Das „Feld“ war noch länger auseinander gezogen. Nach einem Bogen kamen sie wieder über die Höhe. „Little Jane liegt.“ Man konnte es nicht ordentlich sehen; mehrere behaupteten das Gegenteil. Es war aber doch so.

Man achtete nicht darauf, es war wohl nichts Gefährliches. Es bog in die Gewinnseite ein. Einen Augenblick lagen Governor, das dunkle Pferd, und Abderahman Gurt an Gurt. Die anderen, weit zurück, hatten mit dem Ausgang des Rennens nichts mehr zu schaffen.

Die Aufregung hatte den Höhepunkt erreicht. Wir tönte es durcheinander. Einzelne stöhnten und schrien sogar. „Werner reitet,“ klang es aus der Masse heraus. „Bäferin!“ — „Abderahman!“ — Abderahman macht's! —

In der That, der Hengst ging unter des Sufaren eisernem Schutzel, wie er wollte an der Stute Werners vorbei. Noch die letzte Hürde.

Da plötzlich schlägt der Hengst, wie er es immer thut, an dem Holze mit den Vorderbeinen an. Er überschlägt sich nach vorwärts. Einen Moment sieht er fernzengerade wie auf dem Kopf in der Luft. Dann wälzt er sich hinüber, Kopf und Hinter bleiben regungslos liegen. Ein unterdrückter Schrei geht durch die Menge. Alles stürzt hinzu, kaum gelangt es den Beamten das Publikum von der Bahn abzuhalten, auf der im nächsten Augenblick die unbekannte Stute die Hürde nimmt. Geschickt geht sie noch hinüber, ohne die Gefallenen zu treten, im „Handgalopp“ durch das Ziel. Die anderen „ausgepumpt“ hinterher. Alles drängt sich neugierig hinzu. Die Schranken werden durchbrochen. Ein dichter Knäuel ballt sich an der Unglücksstelle. „Was ist?“ fragt man überall; es ist doch fast mehr Angst und Mitleid als reine Neugierde. Ein berittener Schutzmann sprengt heran. Die Regimentskameraden des Gestützten bohnen sich einen Weg durch die Menge. Man kann nicht sehen, was geschehen ist, aber weder Pferd noch Reiter stehen auf. Der Arzt kommt, es wird ein wenig Luft. Der Hengst ist verendet; man sieht es nun auf den ersten Blick. Ein Stück davon liegt der junge Offizier, auf dem Gesicht, die Arme von sich gestreckt. Er wird sanft herumgedreht. Der Kopf fällt schlaff hintenüber, als hielt ihn die Wirbelsäule nicht mehr. Auf der Stirn an den Haarwurzeln ist eine große Stelle rohen Fleisches, die Haut ist abgestreift. Die Augen sind geschlossen. Halb offen der Mund, aus dem langsam dunkelrothes Blut auf den Kragen der Utilla herabtröpfelt. Der Arzt saßt den Verletzten an, er richtet ihn halb auf. Es behaft keiner Untersuchung; er ist tot! Langsam läßt man ihn auf den Rasen zurücksinken. Ein Offizier zieht seinen Mantel aus und breitet ihn über den Kameraden. „Die Halswirbel sind gebrochen!“ sagt leise der Arzt zum Commandeur des Entschlafenen. Es gelangt die Menge ein wenig zurückzubringen. Die Sufaren stellen sich um den Gefallenen im Kreise herum, auf die Säbel gestützt, stumme Wächter des Todes. Endlich kommt die Bahre, man hebt den Körper darauf. Er wird zugedeckt so weit der Mantel reicht. Der Todte ist den Augen der gaffenden Zuschauer entzogen, nur die Stiefel, der eine schmutzig vom Sturz, der andere mit blutigem Sporn, an dem noch die Haare des Pferdes kleben, ragen unten heraus. Der eine Arm hängt herab, am Daumen ist der Nagel abgerissen; man vergaß in der Eile, beide Arme heraufzulegen. Stumm geht der Zug vom grünen Rasen nach dem Krankenzimmer zu. Die Musik, die von dem Unglücksfalle noch nicht benachrichtigt ist, spielt eben den Balsor aus „Nanon“. Unwillig nur macht das Publikum Platz. Weibliche Neugierde ertötet alle edleren Gefühle. Endlich schmeigt die Musik, es heißt man werde sie nach Hause schicken. Der längst wolkenumzogene Himmel öffnet plötzlich seine Schleusen, schwere Tropfen fallen herab. Allmählig werden Regenschirme aufgespannt. Man zweifelt, ob die zwei Rennen, welche noch auf dem Programm stehen, gelassen werden. Die Regimentskameraden des Todten haben die Rennbahn verlassen.

Drüben auf dem zweiten Platz steht eine Gruppe von Leuten. Ein brutal aussehender Kerl, mit breiten, klobigen Gliedmaßen hat das Wort: „Na, weiter gehen muß et doch allemal! Det geht nu nich anders. Bezahlen für nicht ist nich. Wir wollen och weit sehn, det is nich so gefährlich!“

„Na bei so einem Fall,“ entgegnet bescheiden ein Anderer. „Na nu, Wännesen, loben unier Geld togt nicht, is et jute Münze. Da is och unsern Kaiser sein Kopp druff! Na! oder se müssen rauszahlen! So en Sterkrecht det geht och weiter da unten in Madrid. Und da kommen noch ganz andere Biden vor, det können se mir jloben!“

Die Besorgniß war umsonst. Das Rennen wurde weiter programmäßig abgehalten. Ein Theil des Publikums hatte den Platz verlassen. Es goß in Strömen. Der Himmel weinte unaufhörlich mitleidvolle Thränen, er war besser als die Menschen.

1435 Mark auf zehn hatte der Totalisator auf die unbekannte Stute Werners herausgezahlt. Denen, die ihr Geld auf das Pferd des Todten gesetzt, thaten nun ihre paar Dreier leid. „Das hätte nun auch nicht zu passiren brauchen!“ meinten sie. Es war ihnen nur um den Verlust zu thun. Den paar Leuten dagegen, die auf den Duffider-Sieger gewettet, wäre es wahrlich nicht recht gewesen, wenn täglich Ciner das Genick gebrochen. Sie hätten ja dabei verdient, und wenn der Mensch Geld gewinnt.

Aus dem Todtenzimmer trat der Sieger des „großen Preises“;

zum Telegraphenamate ging er hinüber. Er ließ sich ein Formular geben, an seines Freundes Mutter zu telegraphiren: „Fritz schwer gestürzt. Sofort kommen.“ war der Wortlaut. Der Beamte am Schalter, der eben die Todesnachricht gehört, sah ihn fragend an. „Nichts weiter.“ war die Antwort.

Werner ging nach dem Zimmer zurück. Er wog die kleine Ledertasche in der Hand, die den „großen Preis“ in Banknoten enthielt. „Und darum mußte es sein?“ sagte er vor sich hin.

Ihm klickte vor dem Gelde.

Bunte Zeitung.

* **Unsere Reserveoffiziere.** Unter dieser Ueberschrift schreibt man der „Fest. Bl.“: Lustspielbüchern, die an augenblicklichen Stoffmangel leiden sollten, empfehlen wir Nachstehendes zur gültigen Beachtung. Scene: Ein Civilkasino in den Reichslanden — Schänkraum. Anwesend Herr K., ein höherer Gerichtsbeamter, zugleich Hauptmann der Reserve, Herr V., ein höherer Steuerbeamter und zugleich Premierlieutenant der Kavallerie, und drittens die Biermamsell. Die beiden Reserveoffiziere unterhalten sich gemütlich. Im Laufe der Unterhaltung erlaubt sich der Herr Steuerbeamte und nebenbei Premierlieutenant seinem Kameraden, dem Herrn Justizbeamten und Hauptmann, einen Schluß vorzunehmen. Der Herr Hauptmann schweigt — verwundert, und da der Herr Premierlieutenant dieses Schweigen nicht auffällig findet, geht die Rede munter fort. Nach einiger Zeit wiederholt der Herr Premierlieutenant und Steuerbeamte seinen Trinkgruß — nun aber tritt das Schreckliche ein! Der Herr Hauptmann und Gerichtsherr runzelt die Stirn, sieht seine buschigen Brauen empor und mit vernichtendem Blick auf sein Gegenüber verläßt er stumm seinen Sitz — und das Goltzzimmer. Noch hat sich sein Kamerad nicht von seinem Staunen erholt, da naht sich, Verlegenheit in den sonst so munteren Zügen, die liebliche Schänkmamsell und theilt dem schnöde verlassenen Steuerbeamten mit, daß der Herr K. ihn auf dem Hansflur zu sprechen wünsche. Herr V. folgt neugierig dem Rufe und ist nicht wenig erstaunt, als er seinen Kollegen und Kameraden eine höchst dienstliche Stellung einnehmen sieht. „Herr Kamerad,“ beginnt der gestrenge Justizmann, „zu meinem größten Bedauern sehe ich mich genöthigt, Ihnen in das Gedächtniß zurückzurufen, daß es militärisch unstatthaft ist, als Untergebener seinem Vorgesetzten zuzutrinken!“ Ob dieses Hineintragens streng militärischer Glaubenslehren in den privaten, sozusagen civilistischen Verkehr ist der Gemahregelte anfangs so pass, daß er keine Worte findet; endlich aber stottert er etwas, was wohl eine Entschuldigung sein sollte. Hierauf erbleibt er sich von seinem „Vorgesetzten“ die gnädigste Erlaubniß, sein unqualifizirbares Vergehen in etwas erklären zu dürfen. Er habe auf Umwegen erfahren, daß seine Ernennung zum Mittmeister bevorstehe und daher in der Freude seines Herzens eine noch nicht offiziell bekannte Gleichstellung antizipirt. Diese Erklärung befähigte den Born des Beleidigten und großmüthig versprach er, von „weiteren Schritten“ absehen zu wollen. Zuletzt verpflichteten sich die Herren nach unzähligen Höflichkeitshyphen und Verbeugungen zum strengsten Geheimhalten des „bedauerlichen“ Zwischenfalles. Die beiden trennten sich. Der Herr Gerichtsgewaltige aber trug an jenem Tage den Kopf noch höher als er sonst zu thun gewohnt. Nach einigen Monaten — der Herr Steuerbeamte V. war mittlerweile an einen andern Ort versetzt worden — trifft ein Freund des Befördernten mit diesem zusammen. Gar Schreckliches mußte er aus der Stadt, die der Schauplatz des großen Ereignisses gewesen, zu berichten. Der Herr Hauptmann und Bertheiliger der militärischen Subordination quand memo hatte nämlich des Herzens Gelüste nicht zähnen können und hatte anderen Kameraden mitgetheilt, wie glorreich und schneidig er damals den Kameraden V. abgeführt habe. Herr V., der außer der bürgerlichen Amterhöhung nun auch wirklich die Mittmeistercharge erreicht hatte und nun der wahre Kamerad jenes ehemaligen „Vorgesetzten“ geworden war, schnaubte Rache ob dieser Nachrichten. Resultat: Eine Forderung zum Duell. Das Ehrengericht befaßtigt den schwierigen Fall, befindet sich für gut, daß derselbe „weiter gemeldet“ wird, und als er die höchste Instanz erreicht hat, soll er mit der gebührenden „Deutlichkeit“ erledigt worden sein. Der kommandirende General soll nämlich bei solchen Kinderereien keinen Spaß verstehen. Zum Duell kam es also nicht. Und wenn beide noch nicht gestorben sind, so leben sie heute noch, nämlich der Hauptmann und der Mittmeister der Reserve, die schneidigen Helben unserer ebenso wahren wie lehrreichen Geschichte.

* **Treffender Text.** Als die Russen im Jahre 1758 Ostpreußen besetzt hatten, sahen sie das Land bereits als das übrige an, und die Bewohner mußten der russischen Kaiserin Elisabeth gerade am 24. Jan. — also am Geburtstage des Königs — in Königsberg huldigen. Man verlangte von den Preußen auch schon, daß sie die Feste der russischen Heiligen

mitfeiern sollten. Ein Prediger in Tollmingehmen — einem Kirchdorf bei Gumbinnen — erledigte sich dieser Aufgabe in folgender Weise: „Wir ist,“ sprach er beim Beginn der Predigt, „befohlen, den heiligen Alexander zu feiern. Es mag ein guter Mann gewesen sein; allein ich kenne ihn nicht und ihr kennt ihn auch nicht. Deshalb laßt uns, liebe Brüder, die Stelle 2. Timoth. 4 V. 14: „Alexander der Schmied hat mir viel Böses gethan, Gott mag es ihm vergelten,“ zum Text für unsere heutige Betrachtung nehmen.“

* **Ueber die Grausamkeit der alten Wenden** schreibt Haupt in seinem wendischen „Sagenbuche“: „Die Lausitzer Wenden in der Gegend von Zinnitz — Kreis Kalau — hatten außerordentlich strenge Ehegesetze. Am Markte dieser Stadt bestand sich eine Brücke, dort wurde jeder, der sich an seinem Weibe veründigt hatte, auf eine nicht näher zu bezeichnende Weise angehängt. Es herrschte bei den Sorbenwenden in der Heidenzeit auch der schändliche Gebrauch, daß man sich der alten Leute, die zu nichts mehr tauglich waren, auf eine grausame Weise entledigte. Der eigene Sohn schlug seinen Vater todt, wenn er ihm zu alt wurde; er warf ihn ins Wasser oder stürzte ihn von einem Felsen; ja, es sind Beispiele solcher Unmenschlichkeit auch noch in christlicher Zeit vorgekommen. Dafür die folgende Aufzeichnung eines glaubwürdigen Berichterstatters: „Herr Lewin v. d. Schulenburg, Oberamts-Hauptmann in der Altmark, ist ums Jahr 1580 einmal unter die Wenden gereist, da etliche einen alten Mann geführt, welche er gefragt: „Wohin mit diesem Alten?“ Darauf sie geantwortet — es war graufig anzuhören: „Zu Gott!“ — Meineten damit, sie wollten denselben Gotte opfern, weil er mit Arbeiten seine Nahrung nicht mehr gewinnen könnte. Als der Hauptmann dieses verstanden, hat er den Alten mit Gewalt erledigt, ihn mit sich heimgenommen und zu seinem Thorwächter gemacht, in welchem Dienste er noch zwanzig Jahre lang gelebt haben soll.“ Ein Chronist älterer Zeit erzählt dasselbe aus dem Jahre 1297 von einer Gräfin von Mannsfeld. Sie reiste durch einen von Wenden bewohnten Theil der Lüneburger Gatte und traf dort einen Bauer an, der ein Grab grub, in welches er seinen jammernd daneben stehenden Vater einjensen wollte.

* **Die Verluste an Menschenleben durch wilde Thiere** in Ostindien sind der „Rundschau für Geographie“ zufolge geradezu ungeheuer. In den letzten drei Jahren betrafen sie sich dort auf 3995 Menschen, wobei zu bedenken ist, daß viele Unglücksfälle dieser Art gar nicht zur Kenntniß der Behörden gelangen. Nimmt man die Bevölkerung der britischen Bezirke der Centralprovinzen auf rund 10 Mill. Seelen an, so entfällt also auf 10,000 ein Todesfall durch Raubthiere und Schlangen. Die meisten Unglücksfälle entstanden durch Schlangenbisse, 1015, dann durch Tiger 546. Der Verlust an Vieh, Fiel und Schweinen mit eingerechnet, betrug 11,933 Stück in dem Zeitraum, also 3978 Stück jährlich. Hiervon wurden 6882 Stück von Tigern und 4044 von Leoparden weggeschleppt oder getödtet. Getödtet wurden dagegen an wilden Thieren innerhalb der ganzen drei Jahre nur 1481 Tiger und Leoparden, während an Schlangen jährlich durchschnittlich 1750 Stück getödtet wurden. Während der letzten zehn Jahre haben sich diese Bissern kaum geändert, was zumeist der Gleichgültigkeit der indischen Bevölkerung, zum Theil auch der Kostspieligkeit der Tigerjagden zuzuschreiben ist.

* **Fatal.** Ein Kandidat der Medizin steht vor seiner Prüfung in der Ohrenheilkunde. Er wendet sich an den Assistenten des Professors, dem die beim Rigororum vorkommenden Fälle bekannt sind und steigt munter in die Prüfung. Wirklich erhält er einen der bewußten Fälle zur Prüfung, er untersucht mit dem Ohrenspiegel und stellt eine glänzende Diagnose. Der Professor will sich selbst genauer überzeugen, untersucht gleichfalls und erklärt dann dem Kandidaten: „Das alles hätten Sie sehen können, wenn Sie vorher den Wattepfropfen aus dem Ohr des Patienten entfernt hätten.“

* **Gründliche Drohung.** Wirth (zu betrunkenen Studenten): „Jetzt bekommen Sie keinen Tropfen mehr, meine Herren, und wenn Sie 'n bezahlen wollten!“

* **Einziges Mittel.** A.: „Sag' mir, Hans, Deine Mutter hütet ja das Bett — ist sie denn so krank?“ — Hans: „O nein, das ist nur, damit der Vater während der Fastnacht nicht auch noch 's Bett verlegt!“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Kleine Theater-Nachrichten. Die erste, für den 20. d. in Aussicht genommene Aufführung von Paul Lindau's Schauspiel „Die Sonne“ im Deutschen Theater ist hinausgeschoben worden, weil angeblich für eine der weiblichen Hauptrollen im Augenblick keine passende Vertreterin zu finden ist.